

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 18

Artikel: Hunger : Tragikomische Episode im Dorftheater
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

H U N G E R

Tragikomische Episode im Dorftheater

In allen Dörfern landauf und landab wird zurzeit Theater gespielt. Da darf ich Ihnen vielleicht eine kleine Geschichte erzählen, die da irgendwo passiert ist?

Vor Jahr und Tag hatte ich einen Einakter geschrieben, der eigentlich mehr oder weniger den Titel eines toternsten Dramas verdiente. Nehmen Sie das Milieu eines ausgepowerten Arbeiterviertels, die Sprache verbitterter Streikender, die Stimmung eines Nachtasyls, die Kostüme frei nach Käthe Kollwitz, dann haben Sie die Sache ungefähr beisammen. Noch eine Portion leises Kinderweinen, ein paar Meter Hungertuch dazu, einen Revolverschuss am hintersten Ende des Stückes. Alles in allem traurig, düster, von lähmender Monotonie, um nicht zu sagen Langeweile. Das Stück ist längst in einer Papiermühle untergegangen. Trotz der billigen Kostüme und obgleich auch die Beleuchtungskosten minim waren, verschwand es wie ein verschwiegenes Totgebürtlein. Sie finden es höchstens noch in den dunklen Bücherhöhlen eines Antiquariates.

Aber eines Tages erhielt ich vom Präsidenten eines dramatischen Vereins die freundliche Einladung, einer Aufführung des «Hunger»-Dramas beizuwohnen; man freue sich insgesamt, den Autor eines derart wertvollen Stückes bei sich zu sehen, schrieb er. — Ich traute meinen Augen nicht. Die Spesen wurden vergütet; das war ausschlaggebend.

Nicht ganz heitern Gemütes trat ich die Fahrt an. Dem violetten Programm nach sollte zuerst ein Chor drei Lieder singen, dann würden Turnerrinnen einen Keulenreigen schwingen, darauf folgte das Hungerdrama. Ferner war im Programm eine grosse Tombola vermerkt, und gegen Mitternacht sollten die City Boys lüpfige Weisen erschallen lassen.

Der Zug hatte einige Verspätung, und bis ich das Casino gefunden hatte, verging ebenfalls einige Zeit. Vorerst setzte ich mich in aller Bescheidenheit im Restaurant an eine Bratwurst. Dann kam die Serviertochter leicht verärgert hereingerannt: was sie nun mit den sieben bestellten Dreiern anfangen sollte? Das Theater werde jeden Augenblick losgelassen und man habe ihr verboten, im verdunkelten Saal zu servieren, weil es sich um

etwas Ernstes handle. «Quatsch!» entschied der Wirt. «Das sind blöde Marotten. Servieren Sie ruhig die sieben Dreier. Es läuft sowieso zu wenig!» Die Serviertochter rauschte mit dem Tablett samt Flaschen und Gläsern in den Saal hinein und ich in ihrem Kielwasser hintennach.

Der Saal war dunkel, so dunkel wie die Bühne. Dort kam eine betrühte Mutter vom Friedhof retour, wo sie ihren Säugling beerdigte hatte; der Vater hustete erbärmlich und sass in einer halb entmöbelten Küche auf einer Teigwarenkiste. Aus den Kulissen erscholl Kindergeschrei, Heulen und Zähnekklappern.

Alles lief wie am Schnürchen. Nachtgestalten schoben sich durch die Türen, schrien, fluchten, weinten, schworen falsche Eide und verschwanden im Dunkel. Man sah, von der Rampé her leicht angeleuchtet, nur schwach aufgehellte Gesichter, agierende Hemdärmel, ein blinkendes Küchenmesser, Schattengespenster.

Das Publikum sass da wie auf Eiern. Einige mochten ein Nickerchen machen, was die obwaltenden Umstände entschuldigen konnten. Ein Autor ärgert sich selbstverständlich trotzdem darüber. Noch etwas ärgerte mich. Der Regisseur hatte nämlich aus irgendwelchen, unbekannten Gründen einen grossen Garderobeständer zuvorderst in den Saal, mitten vor die Szene gestellt; an dessen geschwungenem Bogen hing etwas wie ein Strohhut, es konnte auch ein Kinderjäcklein sein, das bei dem Hin und Her auf der Bühne zu baumeln begonnen hatte und nicht mehr aufhören konnte. Die Silhouette warf fanatische Schattenbilder über die Kulissen. Man erwartete jeden Moment ein Gespenst. An dessen Stelle kam dann aber nur eine Jammergestalt durch die Türe links (vom Zuschauer aus gesehen) und bat um Suppe. Knapp hernach flog die Türe rechts auf und ein Polizist erschien. Polizei wirkt in solchen Situationen als rotes Tuch. Der Mann sah aus wie ein Barbar, mit einem riesigen Schnauz und in Ton und Sprache von der kalten Härte schwedischen Gusstahls.

«Wir haben selber nichts! Keinen Brosamen! Keinen Knochen!» riefen die armen Leute.

Den Schwindel kennt man! Licht machen! brüllte der Polizist, aber darauf nahm das Elektrizitätswerk keine Rücksicht und blieb unerbittlich.

Da reisst der Polizist ein Streichholz an und fuchtelt damit um eine Kerze. Genau nach Vorschrift gibt der Beleuchter Vollgas, das heisst Vollicht. Die Kerze brennt Die armselige Küche liegt da wie unter der Sonne der Côte d'Azur. Das Publikum ist geblendet; wer geschlafen hat, wacht jählings auf und starrt nach vorn. Auf der Bühne durchdringt ein Schrei den Saal: «Hunger!»

Vom Zuschauerraum aus aber, was ist da zu sehen? Direkt vor der Rampe ist die ganze Herrlichkeit eines reich bedachten Gabentisches aufgebaut, die ganze Tombolaherrlichkeit! Batterien von Weinflaschen, Kuchen, Gugelhöpfe, Schinkenwürste, Ballerons und was alles an konservierten und frischen Fressalien aufzutreiben ist. In der Mitte aber, der vermeintliche Garderobeständer, ist ein ungeheuerlicher Fruchtkorb voller guter

Dinge; und was ich im Schattendunkel für einen baumelnden Hut oder ein Kinderjäckchen gehalten hatte, ist ein gerupfter Truthahn, der beinalte tafelfertig fröhlich hin und her pendelt.

Der Schluss ist kurz. Die Frau auf der Bühne schreit noch einmal: «Hunger!» Ein Herr vom Komitee nimmt indessen sorgfältig den Truthahn herunter. Die aufgeregte Frau reisst zugleich einen Revolver vom Tisch und zielt ...

Da ruft eine Stimme: «Ist nicht nötig! Er ist schon tot!» Schuss. Vorhang. Ende des Dramas. City Boys.

Die Lokalzeitung schrieb von einem ausserordentlichen Eindruck, wenn auch leider die Tücke des Subjekts die flotte Schlusspointe etwas verwässert habe. Und der Autor habe sich hernach lobend über die Aufführung ausgesprochen.

Kaspar Freuler

Bassermann und die Theaterdirektoren

Albert Bassermann, der unlängst Verstorbene, sollte in jungen Jahren einmal den Sekretär Wurm in Schillers «Kabale und Liebe» spielen. Er brachte dem hinterhältigen Charakter dieses Intriganten, der sich an eines Stadtmusikanten junge Tochter heranmachte und sie hinterher mit faulen Ausreden sitzen lässt, nicht eben viel Sympathie entgegen und sagte das seinem Vorgesetzten, dem Theaterdirektor Biedermann auch gerade ins Gesicht. Der Direktor lächelte: «Ob er ihnen gefällt oder nicht, ist einerlei. Die Hauptsache ist, dass Sie ihn überzeugend spielen. Es ist eine Bombenrolle, um die sich jeder andere die Finger schlecken würde. Und falls Sie sich so einen abgefeimten Kerl noch nicht recht vorstellen können, so kommen Sie am Nachmittag mit mir ins Café „Tusculum“. Da schauen Sie sich die liebe Konkurrenz mal so richtig an, den Doktor Spüringer von der Schmiere ennen der Brücke. So ungefährstell ich mir den „Wurm“ vor. So einen richtigen, fertigen Schubjaken, wie der einer ist! Ein Kerl, den niemand mit einem Stecklein anröhrt! Ein Schmutzfink, wie er im Buche steht! Aber dabei tadellos höflich und der angenehmste Gesellschafter, die Wohlerzogenheit selbst. Vom Theater versteht er zwar keinen Pfifferling; weiss der Teufel, warum die Leute so in seine Bude laufen. Uebrigens kommt er meist in unsere Premieren. Wenn er das Urbild des Wurm dann im Spiegel vor sich sieht — naja!

Aber der Dummkopf wird natürlich nichts merken!»

Nachmittags begleitet Bassermann seinen Direktor ins Café «Tusculum». Richtig, da sitzt einer mitten in einem Dutzend Zeitungen. Wie er die beiden eintreten sieht, wirft er die Zeitungen von sich, steht auf und kommt strahlend mit ausgebreiteten Armen auf sie zu:

«Ach du mein lieber Gott! endlich seh ich Sie wieder, mein lieber Herr Kollege! Wie geht's denn immer? Riesenzulauf jeden Abend, hm? Freut mich, freut mich, Herr Kollege! Und was haben Sie denn da für einen netten jungen Mann mitgebracht?»

Der nette junge Mann verbeugt sich fröhlich und wird vorgestellt: «Albert Bassermann, ein nicht unbegabter Anfänger.»

So sitzen die drei denn in angeregtem Gespräch ein paar Minuten beisammen, bis Biedermann auf einmal irgendeine Verabredung einzufallen scheint. «Nein, nein, Bassermann, bleiben Sie ruhig und unterhalten Sie sich mit meinem lieben Herrn Kollegen!» Sprichts und empfiehlt sich. Nun, Doktor Spüringer ist mit dem Reden nicht verlegen und so nebenbei fragt er auch Bassermann nach seinen neuen Rollen.

«Soso! den Wurm sollen sie spielen? Glänzende Aufgabe. Mir hat man in jungen Jahren für meinen Wurm ganze Lorbeerwälder auf die Bühne geschmissen. Aber, aaaber, nicht leicht! Bis man